

Dreschzeit — früher und heute (III)

Ein Tag an der Dreschmaschine

Bei uns im Dorf gab es zeitweilig 7—8 komplette Dreschgarnituren, die während der Dreschzeit von einem zum anderen Hofe „wanderten“ und den Weizen-, Hafer- und Gerstendrusch besorgten (Jula-Dresch, Neurohr-Dresch, Schuri-Dresch, dann die Dreschmaschinen vom Nantschi-Mar, Fritz, Fuchs, Werth-Matz, Hüpfel, Schmidt Niki usw.). In manchen Dörfern wurden die Drescharbeiten meistens draußen auf der „Huttwedde“ (Hutweide) gemacht, wo man vorher die Garben auf hohe „Schuwer“ (Schober) gesetzt bzw. das „Beifiebre“ (Beiführen) erledigt hatte.

In manchen Heidedörfern kamen die Dreschmaschinen schon vor der Jahrhundertwende auf. So berichtet ein Hatzfelder Dorchronist, im Jahr „1878 haben die Bauern angefangen zu dreschen mit der Dampf-dresch“.

In die Gemeinde Lенаuheim wurde die erste Dreschmaschine im Jahr 1903 von dem rührigen Schlossermeister Kaspar Mühlbacher gebracht (ein Hofher-Schrantz-Fabrikat). Im Jahr 1904 hatten 15 Bauern die Jula-Dreschgesellschaft gegründet (1940 nach Ketscha verkauft) und andere Bauern haben sich im Jahre 1905 als sogenannte Neurohr-Gesellschaft eine Dreschmaschine angeschafft. Übrigens sei erwähnt, daß Mühlbacher (Vetter Kasper) auf diesem Gebiet in der Ortschaft so manches geleistet hat, da er nämlich die Anschaffung weiterer drei Dreschmaschinen (wie auch anderer landwirtschaftlicher Geräte: die Mähbinder der Marke „Deering“, „Cormick“ u.a., sogenannte „Teertücher“ für das Abdecken der „Fruchtschuwer“ usw.) veranlaßt hat und ein komplettes Lager mit allen nötigen Ersatzteilen laut Katalog in Vertrieb genommen hat.

Genug Aufsehen hatte auch die von Mühlbacher eingeführte „Benzinmaschine“ (wörtlich, nach einem Gewährsmann) erregt, die mehr einem Dampflokomobil, mit ihrem großen Schwungrad und dem Blechdach überm Fahrerstand, als den bald danach aufkommenden Traktoren glich.

Damals waren die Traktoren (Ford, Fordson, International Zettelmayer, Hanomag u.a.) noch mehr oder weniger leistungsfähige Zug- und Arbeitsmotoren auf Eisenrädern, von denen die großen Hinterräder mit pflugscharähnlichen schräggestellten Eisenstücken „beschlagen“ waren, um besser vorwärts zu kommen. Dennoch aber fuhren sich manche Traktoren mit ihrer schweren Zuglast (dem Dreschkasten und Elevator) in den morastigen Straßen fest, oder schürften auf dem Kopfsteinpflaster („Kisstamm“ — Kiesdamm) in der Hauptgasse mit den eisernen Schartenrädern auf der Stelle,

daß die Funken sprühten, wenn die Last zu schwer geworden war. Dann griffen die Drescher zu — einige Männer standen auf der Hinterachse und machten so den Traktor schwerer, andere schoben den Kasten oder den Elevator an — und machten alles wieder flott.

Anfangs mußte der „Kessel“ und demzufolge die gesamte Dreschgarnitur von Pferden in die Höfe befördert werden. Dann kamen die „Selbstwanderer“ (Lokomobil: locus, lat. = Ort, mobilis, lat. = beweglich) auf, die die ganze Garnitur im langsamen Tempo transportierten.

Beim Wandern wurde der Elevator an den Dreschkasten angeschlossen und fortgezogen. Hinten war ein großes Wasserfaß angebracht. Es wurde von einem vierrädrigen Gestell getragen und bei der Einfahrt in den Bauernhof immer auf der Gasse vor dem jeweiligen Hause abgestellt. Außerdem gab es noch eine Handfeuerspritze. Sie wurde im Bauernhofe abgestellt und war immer mit Wasser gefüllt.

An jenem Tage, an dem die Drescher die Dreschmaschine angesagt hatten, war alles im Hause in Erwartung. Langsam fuhr sie beim weitgeöffneten Tor in den Hof und bewegte sich auf die „Fruchthausen in der Scheie“ (Hinterhof) zu. Knapp davor blieb der Dreschkasten stehen. Der Elevator wurde abgehängt und von den Dreschern vor den Schüttelkopf gezogen. Noch etliche Handgriffe (Verkeilen der Räder, Riemen aufziehen usw.) waren zu verrichten und das Dreschen konnte beginnen.

Eine „Dreschpartie“ oder „Dreschbanda“ (die Belegschaft) bestand aus 14—18 Leuten (Männer und auch Frauen) und zwar: 2 „Einlasser“ (Einlasser), 1 „Garweufschneider“ (Garbenaufschneider, 3—4 „Garwegawler“ (Garbengabler), 3—4 „Strohschuwer“ (Strohsetzer), 2 „Säckleite“ (Sackträger), 2—4 „Sprauleite“ (Spreuleute); miteinbezogen waren auch der Maschinist und der Heizer im Falle eines Dampfkessels. Zusammengestellt wurde die „Banda“ von dem „Bandagasza“. Er sorgte für den reibungslosen Verlauf der Arbeiten und dergleichen.

Die Arbeit während des Drusches war so eingeteilt, daß die Leute kurze Ruhepausen einlegen und sich bei den verschiedenen Arbeiten an der Dreschmaschine ablösen und abwechseln konnten. So standen z.B. die Einlasser abwechselnd auf dem Dreschkasten und an der Waage. Die Garbenaufschneider wechselten sich mit den „Sprauleite“, die Garbengabler mit den Sackträgern ab. Nur die „Strohsetzer“ blieben immer bei der gleichen Arbeit, denn das „Schuwer“

wollte gekommt sein und nicht jeder hatte das nötige „Fort“ (Handfertigkeit, Geschicklichkeit) dazu. Gewechselt haben sich die Leute meistens halbtäglich oder wenn 18—20 Säcke (ungefähr 1000 kg) „abgelauf“ (abgelaufen) waren.

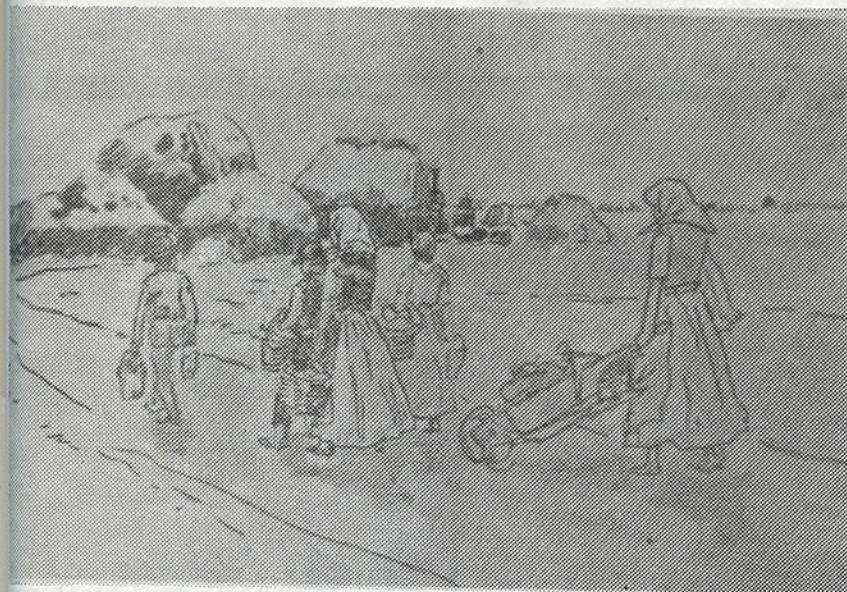
Nicht ungefährlich war die Arbeit für den Einlasser. Er stand in einer nischenartigen Vertiefung vor der Trommel und ließ die Garben ein. Dabei zog er mit einer eleganten Bewegung die ährenbesetzten Strohhalme mit beiden Armen auseinander, während die gleichmäßig summende Trommel alles Stroh in das Innere des Kastenbauches zog. Auf dem Fruchtschober standen die „Garwegawler“; sie warfen der „Garweufschneiderin“ (meistens eine Frau), die mit Manilla oder „Strohseele“ gebundenen Garben zu. Sie schnitt mit einem scharfen Sensenmesser (aus einer Sensenspitze verfertigt) die Garben eine nach der anderen auf und legte diese dem Einlasser in den Arm.

Leicht war auch die Arbeit der Säckträger nicht. Sie mußten die zentnerschweren Säcke mit „Frucht“ dem Bauern auf den Hausboden tragen.

Die „Sprauleite“ (meistens Frauen) zogen mit großen Holzrechen die abfallende Spreu (Spelzen und Grannen) unter dem Dreschkasten an sogenannten „Popeloch“ hervor und schleiften oder trugen (mit einer aus Latten verfertigten Trage) diese bis zum „Spraueschopp“ (Schuppen für die Spreu) oder zum „Spraufschuwer“ (Schober), wo oft ein alter Mann mit der „Spraugawel“ stand.

An der „Woo“ (Waage) machten immer ein oder zwei Leute Dienst. Sie waren mit dem Abfüllen und Abwiegen der Säcke beschäftigt. Dabei wurden immer zwei und zwei Säcke kreuzweise auf die „grossi Woo“ gelegt und das Gewicht der abgelaufenen Frucht (jenes der Säcke wurde abgezogen) im Dreschbuch genauestens vermerkt. Danach wurde der „Riß“ — der prozentuelle Anteil für die geleistete Arbeit und die Benützung der Dreschgarnitur (die Entlohnung) — berechnet. Er wurde in Natura (also Weizen) ausgefolgt und betrug 8% (später 10%) der gesamten beim Bauern ausgedroschenen „Frucht“ (Weizen). Vom Riß gingen 2% vorweg für die Dresch. Die Drescher bekamen 4%, der Maschinist 1% vom eingebrachten Riß. Gedroschen wurden 1—2 Waggon Weizen pro Tag. Das hing ja in erster Reihe von der „Banda“ ab. Das Dreschen dauerte 3—4 Wochen. So konnte ein einzelner Drescher 13—14 Mtz. Weizen in einer Saison verdienen. Wohl ein schöner Lohn, doch für eine schwere Arbeit, da die Drescher täglich 14—15 Stunden auf ihrem Posten standen.

Der Riß wurde gleich nach dem Dreschen abgeführt. Kaum daß die Dreschmaschine aus dem Hof gefahren war, hatte der Bauer „eingespannt“ und einen Teil der „Riß-Frucht“ direkt zur



Unser Bild: Stefan Jäger, „Essentragen in der Druschzeit“ (Federzeichnung; Tusch)

Mühle bzw. zum „Bandagaszda“ oder dem Dreschenbesitzer abgeführt. Von dort bekam dann jeder Drescher seinen Anteil — meistens am Wochenende oder wenn der Drusch beendet war. Alle bekamen gleiche Anteile, ob Mann oder Frau.

Während des ganzen Tages wurde die Dreschmaschine nur zur Essenszeit, das war um 7 Uhr (Frühstück), 12 Uhr (Mittagessen) und um 5 Uhr nachmittags (Jause) abgestellt. Zur Mittagszeit und am Nachmittag brachten die Frauen, auch kleinere und größere Kinder, während der Dreschenzeit das Essen „an die Dresch“. Zu Mittag gab es immer ein kräftiges Mahl: eine kräftige Suppe, Huhn (oder anderes Fleisch), Kartoffel, Salat oder Sauce, Weißbrot, Kuchen und nicht selten eine Flasche Wein. Alles war fein säuberlich in weißen Tüchern im „Zecker“ (aus Lieschen selber verfertigte Henkeltasche — Flechtwerk) oder Weidenkorb, ja selbst im „Schubkarren“ verpackt. Und die Frauen legten eigens für diesen Gang eine saubere Bekleidung an: ein gestärktes Kopftuch, ein blütenweißes Hemd, den faltigen aus „Gedrucks“ verfertigten Rock und banden sich zuletzt noch eine „neue“ Schürze an. Eine halbe Stunde dauerte die Essenszeit. Beim Essen wurde wenig gesprochen. Die Drescher saßen meistens im „Truckschopp“ auf Brettern, Decken, dem Wagen oder sonstwo im Hof unter einem Baum an einer schattigen Stelle. In manchen Höfen gab der Bauer den Dreschern das Essen. Es war ein einfaches, aber dafür umso kräftigeres Mahl. Auch kellerfrischer Wein wurde den Dreschern eingeschenkt.

Bei solch einer Gelegenheit soll, in den 30er Jahren, folgendes geschehen

sein. Da fuhr die Dampfdresch am helligen „Wertach“ (Werktag), nach dem Essen nicht mehr an. Und überall im Dorfe auf den Straßen war den Leuten Heiterkeit über einen Vorfall widerfahren, denn: „Beim Altmayersch Pheder war Wendfeiertach“.

Windfeiertag gab es an windigen Tagen bei der Dampfdresch, weil daselbst große Feuergefahr bestand. Obzwar sich an diesem sommerheißen Tag kaum ein Lüftlein regte, bekamen die Drescher „Dreschverbot“. Der Hausherr hatte nach dem Essen zuviel Wein den Dreschern in die Gläser eingeschenkt, bis keiner sich mehr vom Tische erheben konnte.

„Wendfeiertach“!

Am späten Abend, um 10 Uhr, wurde endlich die ganze Dreschmaschine stillgelegt und die Leute gingen nach Hause schlafen oder schlugen ihr Nachtlager im Geräteschuppen, neben der „Dresch“, dem Strohschober oder sonstwo auf. Nur der Heizer hatte noch alle Hände voll zu tun: die Asche aus dem

Brennraum holen, die Zugrohre reinigen und dergleichen. Schon in aller Frühe mußte er wieder zur Stelle sein, um den Kessel mit dem Stroh zu beheizen. Zu diesem Zweck gab es vor dem Brennraum eine eiserne Heizkiste mit Fallblechen, ähnlich wie am Postkästchen. Büschelweise schob er das Stroh mit einer langen Gabel bis tief in den Heizraum ein. Dichter Rauch quoll am Funkenfänger (Netz) aus dem hohen schwarzen Zylinderrauchfang heraus. Im „Kessel“ hatte der Dampfdruck zugenommen. Ein schriller Pfiff weckte die Drescher aus dem Schlaf. Den Keilriemen hatte man schon auf das große Schwungrad aufgezogen. Langsam begann der Kessel zu fahren, während das Kugelgestell am „Paternoster“ (Dampfregler) sein wippendes Drehspiel begann. Noch ein Pfiff und ein arbeitsreicher Tag hatte wieder begonnen.

Drei, vier Wochen wurde bei uns im Dorfe gedroschen, bis schließlich die Dreschmaschine in den „Dreschschopp“ (Schuppen für die Dreschmaschine) gefahren wurde. Das wurde allen Leuten durch das „Uffsteche“ (Aufstechen) von belaubten Ästen hoch oben auf dem Elevator und dem Dreschkasten und dem frohen Johlen der Drescher auf der Dresche kundgetan. Das Dreschen war nun abgetan.

Allmählich abgeschafft wurden die Dreschmaschinen, als die Mähdrescher (Kombinen) aufkamen, die bedeutend praktischer arbeiteten, da sie zwei wichtige Arbeitsgänge parallel verrichteten: das „Abmachen“ (Mähen) und das „Dreschen“ (den Drusch).

Immerhin hatte mancher Dreschkasten in etlichen Ortschaften noch eine andere Verwendung gefunden. So wurden z.B. an der Hatzfelder Staatsfarm noch vor 10—12 Jahren Klee, Erbsen und dergleichen mit dem Dreschkasten gedroschen, bis dann schließlich der letzte vor 8—9 Jahren „reformiert“ (ausgemustert) wurde.

Heute ist in unserer Gegend kaum noch eine Dreschmaschine anzutreffen. Sie hat ausgedient. An ihre Stelle ist die Kombe, der Mähdrescher getreten, der bis zwei und drei Waggon Weizen am Tage dreschen kann.

Karl-Hans Gross

Liebe Leser!

Auch Sie erinnern sich bestimmt an die Zeit in Ihrer Kindheit, als Haus-, Garten- und Feldarbeiten mit mehr Aufwand als heute verliefen und noch Bräuche gefeiert wurden, die nun ganz in Vergessenheit geraten sind. In jeder Familie gibt es Großeltern, eine Tante oder einen Onkel, der Ihnen vielleicht einiges darüber erzählen könnte. Es wäre wichtig, solche Berichte festzuhalten; unsere Zeitschrift wäre bereit, sie zu veröffentlichen, um auf diese Weise ihren Beitrag für das Zustandekommen einer Volkskunde der Rumäniendeutschen zu leisten.

Wir erwarten Ihre Zuschrift und Mitarbeit! Die Redaktion